

Schwing-Fest oder die Patrioten von Eglach

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 33

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643780>

Nutzungsbedingungen

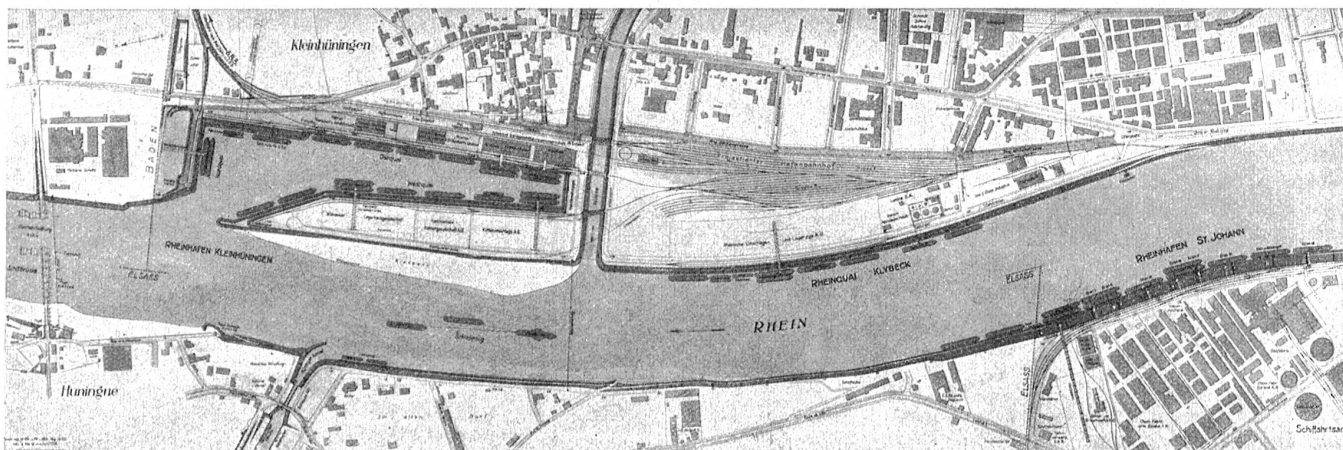
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Überichtsplan der Basler Rhein-Hafenanlagen in Kleinhüningen, am Klybeck- und am St. Johann-Ufer.

(Kilischer Schweiz. Bauzeitg.)

Land, aus dem Kajütenfenster guckt fröhlich grügend der Kopf einer jungen Frau. Die vierzehntägige Fahrt von Rotterdam hinauf nach Basel ist glücklich ohne Unfall zum Abschluß gebracht. Vielsfarbige Aufschriften an der landseitigen Hafenmauer verkünden das Datum solcher Ankünfte. (Schluß folgt.)

Schwing-Fest

oder die Patrioten von Eglach.

Eine Erzählung von Emil Schibli.

In Eglach waren wichtige Dinge im Gang. Jegliches Gezänk und Geschwätz ging nun für einmal unter, alle trüben Wasserlein wurden aus versteckten Löchern fortgeschwenmt oder verdunsteten unter der warmen Sonne der Einhelligkeit. Die Parteien hörten für eine Weile auf, sich zu bekämpfen, jeder einzelne fühlte sich zum Dorfganzen, zur Gemeinschaft gehörend, Kinder, Männer und Frauen, Greise und Greisinnen dachten nur mehr an das eine: an das Schwingfest.

Es handelte sich nicht um ein gewöhnliches, es handelte sich um ein kantonales Schwingfest. Und die Eglacher wollten nun einmal zeigen, was sie vermochten. Komitees wurden gebildet, Präsidenten und Sekretäre gewählt, Sitzungen abgehalten, Briefe geschrieben, Reisen unternommen. Man glaubt gar nicht, was es da alles zu tun gab.

Am Abend, wenn die Männer aus den Fabriken, aus der Werkstatt kamen, wenn die Bauern vom Felde zurück waren, ihr Vieh gefüttert und im Stall gemolken und gemischt hatten, kamen sie im Schulhause oder in den Wirtschaftshäusern zusammen und hielten Rat.

Federgewandte Bürger schrieben kleine Berichte in die Zeitungen, hielten schwingfestliebendes Publikum warm. Gabenlisten fuhrten durch den Kanton und warben mit patriotischem Aufrufe um Unterstützung, wahrlich, bienenemsig tätig war die Gemeinde. Ein Rausch der Begeisterung erfüllte groß und klein.

Dem Lehrer Böhler wurde aufgetragen, die Sprüche für die Triumphbogen auf große weiße Kartons zu schreiben und, obgleich er vielleicht der einzige festfieberfreie Mann war, gab er sich redliche Mühe, sein Bestes zu leisten und schwitzte manche Stunde über den Sprüchen, welche — das ließ man sich nicht nehmen — alle in Eglach gewachsenen poetisches Kraut waren.

In den letzten Tagen vor dem Feste stiegen der Eifer und die Tätigkeit des emsigen Völkchens aufs höchste. Bis in die Nacht hinein hörte man die Bauleute auf dem Schwingplatz sägen und hämmern. Alle Schulklassen schwärmten des Morgens bei schönem Wetter in den Wald hinaus und brachten in Körben und auf kleinen Wagen Moos, Efeu und Tannenreiser herbei, abends wurde die

grüne Beute von Frauen und Mädchen zu Kränzen und Girlanden gewunden und gebunden und mit Hunderten farbiger Papierblumen fröhlich geschmückt. Mütter saßen bis um Mitternacht an der Nähmaschine und machten ihren Kindern bunte Kleider zurecht: Kleine Wägen und Sennenmeitli, zarte Sommervögel und Schneeföniginnen, ein wahres Märchenreich sollte dann am Festtage an den erwartungsvollen Augen der Beschauer vorüberziehen. Die zwanzigjährige Jungmannschaft aber wollte alles andere übertreffen. Vor rotbadigem Eifer und Wetteifer wurde ihr die Wahl schwer und immer schwerer, aber schließlich wußte man doch, daß es da einen Wagen mit Wiedermeiern geben sollte, ein Bergwerk mit grabenden Knappen, eine fahrende Werkstatt und dergleichen erstaunliche Dinge mehr.

Und nun war alles bereit, die ehrenwerten Schwinger und Gäste zu empfangen. Die Sorgen wichen vor den Freuden der fertigen Werke und alle Zweifel waren zu einem einzigen zusammengeschrumpft, man bangte jetzt nur noch um gutes Wetter. Denn der Sommer war diesmal ein richtiger Sprißsommer, ständig überwölkte sich der Himmel, und nicht selten goß es herab wie mit Kübeln.

Wie würde der Sonntag werden? Auf welchem Fuße stand Petrus mit den Eglachern?

Der Samstagabend machte ein bedenkliches Gesicht. Aber während der Nacht verzog sich die Gefahr, und der Festmorgen kam blau und klar von Osten her, und im Dorf wirbelten die Trommeln Tagwache, schmetternd klangen die Töne eines Marsches durch die Frühe, und alles sprang oder froh aus den Federn und stieg so bald wie möglich auf die Straßen und ging nach dem Festplatz.

Um acht Uhr wurden die Kämpen zum ersten Gang aufgerufen. An fünf Orten zugleich ergriffen die Muskelmänner einander am Gurt. Die Kampfrichter saßen hinter den Tischen und je einer hüpfte auf den fünf Schwingplätzen um die hosenlupfenden Paare herum und paßte wie ein Häftlmacher auf, welcher von den beiden Kämpfern zuerst mit der Achsel das Sägemehl berühre.

Zuerst ging's noch ganz gemütlich. Die Mannen drehten sich in gebückter Stellung und jeder suchte dem anderen einen günstigen Griff abzulisten: sie probierten aneinander. Aber bald wurden sie warm und handlich, fingen an zu kraffen und zu feuchen, und es gab heiße und nicht ungefährliche Arbeit.

Dort wurde schon einer von zwei Sanitätsleuten, bleich, mit hängenden Gliedern, vom Kampfplatz geführt. Aber man sagte nur so beiläufig: Oha! und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Dafür war der Doktor da.

Die Sonne begann ihre sommerliche Kraft auszustrahlen, es wurde heiß. Paare traten ab, neue wurden aufgerufen.

Zwei „Könige“ griffen einander an. Ein baumlanger, in der Brust breiter Kerl der eine, der andere mittelgroß, aber von der gedrunghenen Kraft eines Stieres.

Poß Donner! Hier ging es räh zu. Man hörte das Reuchen der beiden über den ganzen Platz hin, sie wurden wild, ihre Gesichter verzerrten sich und wurden rot wie das Feld der Schweizerfahne, ihre Muskeln spannten sich zum Bersten und drohten die Haut zu zerreißen.

Plötzlich hob der Große den Gedrängten mit unerhörter Menschenkraft empor, faßte ihn an beiden Beinen, wollte ihn niederschmettern. Dabei streifte die Brust des Fallenden das Tischchen eines Kampfrichters, ein mächtiger Span der Tischplatte splitterte krachend, wie von einer Art getroffen, ab. Niemand konnte daran zweifeln, daß dies ziemlich mas-sive Arbeit war, ein gewöhnlicher Sterblicher hätte sich wahr-scheinlich stöhnend zum letzten Stündlein hingelegt. Der Stier hingegen stand wieder auf, hielt sich die Seite, machte ein wütendes Gesicht und verließ protestierend den Kampfplatz.

Unglaublich, dachte der zuschauende Poßhard.

So wurde nun geschwungen und immer noch geschwun-gen, daß das Sägemehl stob.

Es wurde immer heißer.

Aber gegen den Mittag kamen über den Abendberg herüber schwarze Wolken gezogen und in das Reuchen und Aechzen der Schwingerpaare grollte bisweilen mürrisch ferner Donner, und ab und zu warf eine Wolke über Eglach den armen, in ihrem Schweiß sich herumklüpfenden Gesellen ein paar Tröpflein Kühlung auf die heißen Leiber.

Gefährlich wurde es indessen nicht, und das schöne Fest konnte ungehindert seines Weges gehen.

Um halb zwei Uhr erlebte man den Höhepunkt: der Festzug marschierte durchs Dorf. Nein, die Eglacher hatten sich nicht umsonst wochenlang gemüht. Die Straßenränder waren schwarz von staunenden Menschen, vielmehr nicht schwarz, sondern farbig gesprengelt wie ein Osterei: grün, blau, weiß, rot, gelb und grau stand es da, denn es war ja Sommer.

An günstigen Plätzen hatten sich Photographen aus nah und fern aufgestellt: sie standen auf kleinen Stehleitern und steckten die Köpfe in die schwarzen, mit einem eben solchen Tuche beschwanzten Zauberkästen. Und hier stand wirklich ein richtiger, wahrhaftiger Kurbelmann, ein Kinooperateur und kurbelte den Festzug für die Welt der weißen Leinwand. Großartig, wenn man sich das so recht vorstellte. Nächstens stolziert man in Zürich, St. Gallen, Basel, in Genf und weiß Gott wo sonst, im Kinobilde einher und lächelt dem da-sitzenden schauenden Publikum freundlich zu wie Senny Porten. Großartig, einfach großartig!

Die Eglacher Musik spielte, was das Blech hielt: Träm-träm-träridiri...

Am Abend war Preisverteilung. Vorher wurden Reden gehalten.

Wadere Reden von alter Schweizerkraft und edlem, vaterländischem Kampfspiel. Ein Regierungsrat, welcher zur Weiße des Tages extra nach Eglach gekommen war, tat von der bannergeschmückten Rednerbühne herab kund und wissen, daß heute in der schönen, stattlichen Gemeinde am Wald-berg des Landes Wägste und Beste beisammen seien.

„Bravo!“

Die Feststimmung dauerte bis in die Nacht hinein und bis in den Morgen hinüber. Und nicht wenige mußten, als der neue Tag herauf dämmerte und sie sich auf den Heimweg begaben, noch mit einem Rausche hosenlupfen und gehörig achtgeben, daß sie nicht zu Fall kamen.

(Schluß folgt.)

Aus der politischen Woche.

Die Vorgänge in Paris.

Poincaré setzt immer noch erfolgreich seine Finanz-sanierung fort. Eben hat er von der Kammer und Senat die Zustimmung erlangt für die Errichtung einer autonomen Amortisationskasse. Aus dieser Kasse soll der Zinsen-dienst für die „bons de défense“ bestritten werden; die

fälligen Staatscheine sollen gegen garantierte Papiere ein-getauscht werden können. So hofft man, den Staatshaus-halt von den „schwebenden Schulden“, den kurzfristigen in-neren Anleihen, entlasten zu können. Die heute noch leere Kasse soll gefüllt werden durch die Erträgnisse des Tabak-monopols, das durch Privatbetrieb ausgebeutet werden soll, der Erbschafts- und der Handänderungssteuern, der Lotterien, durch Schenkungen usw. Das Tabakmonopol soll allein anderthalb Milliarden einbringen. Ungewiß ist der Ertrag der andern Einnahmequellen, weil dieser sehr abhängt vom Wohl und Wehe der Volkswirtschaft. Die Handänderungs-steuer z. B. wird nur dann eine reichlich fließende Quelle sein, wenn viel gekauft und verkauft wird. Das wird aber nicht der Fall sein, wenn die mit Poincarés Deflations-, lies: Preisenfengungspolitik unvermeidbar verbundene Stag-nation der Wirtschaft, die Krise, in Erscheinung treten wird. Immerhin hat — wenn nicht alles täuscht — auch für diesen Fall Poincaré die Gegenmittel in der Hand. Er hat näm-lich zugestandenermaßen die Frankenhause benützt zum An-kauf von Devisen und gleichzeitig ließ er der Bank von Frank-reich durch die Legislative das Recht geben, in unbeschränkter Höhe neue Noten zu drucken zum Ankauf der gutscheinenden Menge von neuen Devisen. Mit dieser Manöveriermasse in der Hand glaubt Poincaré den Franken auf alle Fälle halten zu können; ob dem so ist, hängt zum allergrößten Teil vom Vertrauen des Publikums in seine Macht und Geschid-lichkeit ab.

Die Kritik ist bis heute naturgemäß zurückhaltend ge-wesen, galt es doch, das patriotische Werk der Wiederauf-richtung des Frankens nicht zu stören. Aber gerade diese letztgenannte Maßregel hat bei vielen Sachverständigen schwere Bedenken hervorgerufen. Caillaux im „Devoir“ und Leon Blum in der Kammer bezeichneten die Devisenankäufe mit neuen Noten als versteckte Inflation. In der Tat kann man sich die Sache nicht gut anders denken, als daß die neuen Noten, auch wenn sie durch Devisen gedeckt sind, als umlaufendes Geld die Nachfrage verstärken, dadurch die Preise heben und den Frankenkurs drücken. Aber dies dürfte eben gerade Poincarés Gegenmittel gegen die drohende Krise sein und ist als solches vielleicht wertvoller für die franzö-sische Nationalwirtschaft, als es auf den ersten Blick scheint. Eine gewisse Unsicherheit über das künftige Geschid des Frankens beherrscht so die Spekulanten, die solchermaßen nun nicht mehr wissen können, was einträglicher ist, eine Spekulation auf Hausse oder eine solche auf Baisse.

Immer noch fraglich ist im Frankenkrieg — auch Bel-gien macht an der Seite Frankreichs diesen finanziellen Großkampf mit — die Rolle, die das englisch-ameri-kanische Kapital dabei spielen will und wird. Poincaré hat bekanntlich die Parole ausgegeben: Frankreich hilft sich selbst. Belgien steht auf ganz gleichem Boden. Die französisch-belgische Uebereinstimmung wurde durch eine persönliche Be-sprechung zwischen Poincaré und Vandervelde, dem belgischen Außenminister, und Franqui, dem belgischen Finanzminister, die kürzlich in Paris stattfand, erzielt. Wenn aber Belgien, unter der Diktatur des Königs, für seine schwebenden Staats-schulden eine Zwangs-konsolidierung festsetzen mußte, so ver-sichert Poincaré ausdrücklich, daß in Frankreich eine solche Maßregel nie und nimmer in Frage kommen dürfe; was der Staat einmal versprochen habe, das werde er auf alle Fälle halten. Diese Versicherung soll beruhigend wirken auf die Debitoren des französischen Staates und die Rückkehr des geflohenen Kapitals beschleunigen. Was die Inanspruch-nahme fremder Kredite anlangt, so läßt auch hierin Poin-caré eine gewisse Unsicherheit bestehen. Nachdem er zuerst erklärte, Frankreich verzichte auf fremde Hilfe, obgleich aus Amerika, England, Holland und sogar aus Deutschland An-gebote in Hunderten von Millionen vorlägen, und Washing-ton seinerseits versicherte, aus Amerika wären Kredite nur nach der Ratifikation des Abkommens erhältlich, so heißt es jetzt, daß ausländische Kredite eventuell benötigt würden,